

Anthropologie der Naturvölker

von Th. Waitz. Zweiter Band. Die Negervölker und ihre Verwandten.

Wir haben in dieser Zeitschrift Bd. I. S. 387 den ersten Band des großen Werkes „Anthropologie der Naturvölker“ von Theodor Waitz, der über die Urtheit und den Naturzustand des Menschengeschlechtes handelte, besprochen und freuen uns sehr, schon jetzt den zweiten Theil, der den besonderen Titel führt: „Die Negervölker und ihre Verwandten“ ankündigen zu können.

Der Verfasser war in jenem ersten Bande ausgegangen von der Frage nach der Urtheit des Menschengeschlechtes als dem eigentlichen Kernpunkte seiner Untersuchungen, die sich nun zwar nicht bestimmt erweisen, aus physischen und psychologischen Gründen aber mindestens höchst wahrscheinlich machen ließ. Schon in jenem ersten Bande sagt er in der Vorrede S. VI: „daß die folgenden Bände die ausführlichen Beweise für die allgemeinen Sätze liefern sollen, welche der erste aufstellt. Die Beweise werden in den speciellen quellenmäßigen Darstellungen des Lebens der Völker enthalten sein, welche Afrika, Amerika und die Südssee bewohnen. Die Schilderung ihres äußeren Lebens wird hierbei als das minder Charakteristische, Unwichtigere und zugleich Bekanntere stärker zurücktreten, während der Darstellung der psychischen, moralischen und intellectuellen Eigenthümlichkeiten der Menschen vorzügliche Sorgfalt zugewendet werden soll“. Diesem Versprechen gemäß umfaßt dieser zweite Band die ausführlichen Beweise für jene allgemeinen Sätze, daß es weder physisch noch psychisch irgend welche Artunterschiede unter der Menschheit gibt, soweit sie aus Afrika zu entnehmen sind. Damit man nun aber keine falsche Erwartung von dem Buche hegt, so wollen wir gleich hier daran erinnern, daß der Verfasser eine Anthropologie, nicht Ethnographie der Naturvölker geben will, daß er aber Anthropologie selbst (Band I.

Es. 8) als „Naturgrundlage der Geschichte“ definiert — daher uns denn in diesem Bande nur das aus dem Leben der Völker Afrikas vorgeführt wird, was zu dieser Naturgrundlage ihrer eigenen und der Geschichte der Menschheit gehört und also alles ethnographische Detail, welches bei genauer ethnographischer Schilderung eines Negervolkes wichtig und nöthig wäre, z. B. alle Einzelheiten der Verfassung, dann alle Einzelheiten in Sitten, Gebräuchen u. s. w. wenigstens in so weit wegfallen, als sie nicht etwas zur Charakteristik des Volkswesens Wichtiges enthalten. Doch ich glaube kaum, daß man sich bei der unendlichen Reichhaltigkeit des vorliegenden Bandes über ein Zuwenig beschweren wird — eher könnte bei dieser umfassenden Gelehrsamkeit, dieser staunenswerthen Belesenheit ein Zuviel Bedenken erregen.

Indeß auch die ungemeine Menge der Einzelheiten, wie sie der Verfasser aus der Fülle seines Wissens gibt, sind nöthig, weil sich eben hierin die Natur des Volkes, seine psychische Begabung, seine Eigenthümlichkeit und Leistungsfähigkeit zeigt. So greift die Darstellung hinüber in das Gebiet der Ethnographie, der Geschichte, der Psychologie — aber grundlegende Wissenschaften, und eine solche ist die Anthropologie, haben das Recht, die Pflicht und die Nöthigung, aus den Gebieten, denen sie den Boden ebenen sollen, ihre Hülfsstruppen zu entbieten. Daher wird z. B. die Geschichte der einzelnen Völker besprochen — natürlich nur beihelfend, um zu erkennen, was dem Volk durch eigenthümliche Schicksale, Wandelungen von Außen (Klima, fremder Einfluß u. s. w.) und Innen (eigene Verfassung, psychologische Eigenthümlichkeit u. s. w.) zugekommen, was dagegen als sein, so weit wir erkennen können, ursprüngliches Wesen zu betrachten sei. Daher ist auch manches in der Anordnung des Stoffes zu erklären, was bei einer Ethnographie geradezu tadelnswerth wäre, daß z. B. erst die einzelnen Negervölker aufgeführt und geschichtlich und ethnographisch besprochen sind, dann aber die Kulturstufe der Neger im Allgemeinen geschildert wird, wobei natürlich wieder für die einzelnen Völker eine ungemeine Fülle von Notizen sich ergibt; es kam ja nicht auf die einzelnen Völker als solche, sondern auf die Schilderung dessen an, was sie

für das Ganze bedeuten, und so muß ihr einheitliches nur durch individuelle Färbung geschiedenes Wesen auch einheitlich besprochen werden. Die ungemein reichen Ergebnisse dieser Zusammenstellung werden gerade auch für unsere Zeitschrift vom höchsten, wenn auch speciellen Interesse sein.

Wer den ersten Band des vorliegenden Werkes gelesen hat, wird wissen, daß man gerade die Neger als entschieden tiefer stehende Art des Menschengeschlechtes, fast nur als Halbmenschen und streng artlich geschieden von den gebildeten Völkern hat hinstellen wollen. Gerade deshalb aber mußte die specielle Betrachtung der Naturvölker mit Afrika beginnen, die Untersuchung über die Naturgrundlage der Geschichte der Menschheit, d. h. die anthropologische Untersuchung von den „am meisten affenähnlichen“, am tiefsten stehenden Menschenstämmen ausgehen. Die Völker Afrikas werden uns hier durch tiefste psychologische Forschung in ihrem ganzen Wesen vorgeführt. Und wenn wir sehen werden, wie das Wesen des affenähnlichen, tief stehenden Menschen, den die nordamerikanische Schule so gern zum Hausthier herabdrücken möchte — wie auch das Wesen dieses Menschen nichts dem der Menschheit überhaupt Widersprechendes oder nur stärker Abweichendes zeigt: — nun so werden wir wohl den Beweis vollständig in Händen haben, daß die Menschheit nur eine, die Völkerunterschiede nur Spielarten, keine Artunterschiede sind — und dies ist ein Ergebniß von unbegrenzter Wichtigkeit für alle Wissenschaften.

Im ersten größeren Theile des Buches S. 1—316 bespricht der Verfasser die Negervölker. Er trennt sie zuvörderst von den Völkern, die nicht mit ihnen verwandt sind, den Berbern, Kopten und Arabern, ferner den abyssinischen Völkern, den Bewohnern von Madagaskar, den Fulahs. Näher stehen ihnen wieder die unter sich verwandten Kaffern und Kongovölker, dagegen wieder ganz geschieden die Hottentotten — so daß das eigentliche Negergebiet durch eine Linie vom Senegal über Timbuktu und den Nordrand des Tschad-Sees nach Sennaar und eine andere etwa 10—12° südlichere, jener parallele begrenzt wird (S. 1—3). Dazu kommt dann noch die Verbreitung der Neger als Sklaven durch Arabien, Persien, Indien

und Amerika. Sehr interessant ist nun der Nachweis, daß die Neger ursprünglich viel weiter verbreitet waren (S. 5 flgde). Der Verfasser sieht in den Hottentotten (S. 5) den ältesten Rest der Urbevölkerung Afrikas; nimmt er nun die Neger für eingewandert an, aber etwa in so vorhistorischer Zeit, daß auch die fernste genaue Bestimmung unmöglich ist? oder hält er sie auch für Urbevölkerung? in der That klärt er dies nicht auf, behauptet nur (und wie es scheint mit Recht), daß schon die Kaffern und Kongos und später die Berbern und Kopten (d. h. Aegypten) eingewandert seien; daher die vielen versprengten Negerreste in diesen Völkern, daher die nach Süden zunehmende Negerähnlichkeit.

Dann macht der Verfasser auf eine andere Einwanderung, die von Norden erfolgte, aufmerksam; auch sie geschah in vorhistorischer Zeit, und waren es wohl semitische oder den Semiten verwandte Völker, welche von dort in Afrika sich verbreiteten; einen Ueberrest von ihnen sieht der Verfasser in den helleren Herrscherfamilien mancher Negervölker, sodann in hellerer Beimischung einiger Stämme, z. B. der Haussa, der Sonrhan, der Bornu. Man hat hier an Juden und Kopten gedacht (15). Doch ist dies gänzlich unnachweislich. — Mischungen sind die Neger außer mit Kaffern und Fulahs nur eingegangen mit Berbern und Arabern, mit letzteren schon vor Ausbreitung des Muhammedanismus. Dieser selbst ist indeß (S. 18) von Westen nach Osten in den Negerländern vorgeedrungen, hat sich also zuerst von Norden her in den westlichsten Negerländern festgesetzt; von hier aus drangen einzelne Araber, namentlich als Händler, nach Süden und breiteten und breiten dort ihre Sitten und Religion mehr und mehr aus (20). In den östlichen Negerländern Badai, Darfur, Kordofan ist zwar der Islam erst spät eingedrungen; aber Alterthümer, sprachliche und ethnographische Erscheinungen machen es wahrscheinlich, daß die östlichen Negerländer schon in alten Zeiten den Einfluß höher stehender Völker erfahren haben, wenn wir auch nicht wissen, von wo dieser Einfluß ausging, von welcher Art er war, und wie weit er sich erstreckte (S. 22).

Nachdem nun der Verfasser den extremen Negertypus dar-

gelegt hat, geht er über zu den einzelnen Negervölkern. Gemeinschaftlich sehen wir bei ihnen allen:

1) Sie sind verdrängt von Nordosten her und haben deshalb oft sehr früh ihre guten Wohnsitze gegen schlechtere vertauscht.

2) Auch unter sich sind sie vielfach vermischt, in manchen Gegenden wie Gebirgsstrümmen durch einander geworfen.

3) Mit Fremden sind sie zahlreich gemischt, namentlich im Nordosten. Die Herrscherfamilien sind fast bei allen fremden Ursprungs.

Warum hat aber der Verfasser gerade diese Völker den Negern zugezählt? Seite 22 gibt er die Antwort, indem er Sprache und leiblichen Typus die leitenden Gesichtspunkte bei der ethnographischen Schilderung der Negervölker nennt. Da aber so viele Völker und so bedeutend von dem Typus abweichen, so viele sprachlich isolirt stehen — so würde es für den dieser Verhältnisse nicht ganz kundigen Leser von großer Wichtigkeit sein, wenn etwas genauer hierauf eingegangen wäre, wenn er erführe, warum sprachlich (wie die Solofs) oder leiblich (wie die Krus) abweichende Völker dennoch zu den Negern gerechnet werden.

Auf die ethnographische Untersuchung folgt (S. 76—316) eine culturhistorische Schilderung der Neger und, mit ihnen vereint, auch der Bewohner der Kongoländer, welche, ethnographisch zwar verschieden, in Sitte und Lebensart sich doch eng an die Neger anschließen (S. 77) — und sicher ist dies eine der bedeutendsten Partien des Buches.

Zuerst bespricht der Verfasser (S. 78—108) „das materielle Wohl und die Arbeit“ des Negers, weist nach, daß der Ackerbau den Negern nur da fehlt, wo ihn der Boden oder politische Verhältnisse unmöglich machen; daß ihr Ackergeräth — eine einfache Hacke — keineswegs für afrikanischen Boden so ganz elend und unzureichend sei; daß sie mancherlei Producte hervorbringen und dadurch leicht zu Wohlstand kommen; daß freilich ihr Ackerbau immer noch nachlässig genug, oft ganz patriarchalisch ist, z. B. auf Sierra Leon und Fernando Po, Vorräthe nicht angelegt werden; ja, daß er auch nicht in besonderer

Achtung steht, da hier wie in Kongo und Loango sehr oft die Weiber den Ackerbau besorgen — nur in wenigen Gegenden die Männer. Schlechter steht es mit der Viehzucht (S. 84). Ferner, was für ihre culturgeschichtliche Stellung wichtig ist, obwohl der Neger „kein Kostverächter ist“ und es ihm „in der Regel mehr auf die Quantität als die Qualität der Speisen ankommt“ — so finden wir doch gegen den Brauch der Naturvölker bei manchen Negervölkern regelmäßige Mahlzeiten, ja auch große Reinlichkeit beim Essen.

In Beziehung auf Wohnung sind die Neger keineswegs bei den ersten Anfängen, ihren bienenkorbartigen Hütten, stehen geblieben, sondern einzelne Völker, namentlich die Krus und die Haussa bauen größere, künstlichere Gebäude und haben auch Sinn für höhere Lebensbequemlichkeit. Auch die Anlage ihrer Dörfer und Städte, die bisweilen befestigt sind, ist nicht ganz unbedeutend; werden doch in den Negerlanden sehr große Städte erwähnt und wie sind sie befestigt! „die Mauern in Bornu (S. 95) sind oft 20 Fuß dick und 35 — 40 Fuß hoch“.

Auch Brücken und Brunnen finden sich und oft recht gut; auch an sonstigen künstlichen Producten fehlt es nicht: Seife, Licht, Pulver, Honig, Salz; denn Eisen und Schmiedearbeiten, sowie Gold und Schmuck, Wolle und Webereien verschaffen sich die Neger selbst, wie sie auch tüchtige Färber sind. — Aber ihre Hauptleidenschaft ist der Handel; sie haben selbst erfundenes Gewicht, eigenes Geld oder Geldeswerth — werden übrigens auch mit europäischem, sogar mit Papier-Geld fertig. Und ihrer Schlaueit im Handel ist fast Niemand gewachsen, und auch keineswegs die Europäer (S. 227). Wenn sie den Wasserverkehr nicht überall sehr gehoben haben, so liegt das an ihren ewigen Kriegen; an einzelnen Stellen ist er sehr bedeutend und manche Völker, z. B. die Krus, sind als Schiffer geradezu berühmt.

Wie wir schon oben Klima und Bodenbeschaffenheit hoch anschlagen mußten, so auch bei Beurtheilung des Familienlebens: das Weib braucht dem Neger nicht „Arbeitskraft“ zu sein, es wird bei dem Reichthum der Natur „Lurus und Genußartikel“, daher denn Polygamie herrscht, wenn auch nicht in der unsitt-

lichsten Form — eine Frau gilt als Hauptfrau und wird am meisten geehrt, die übrigen sind Nebenweiber, welche oft von der Hauptfrau selbst gewünscht werden, weil dann ihre Ehre steigt. Sonst steht das Weib und gerade eben wegen des Vorhergehenden ungemein tief und wird zur Ehe gekauft. Bei einigen Völkern wird die Mannbarkeit, namentlich der Mädchen, besonders gefeiert, womit bei vielen eine das weibliche Geschlecht äußerst herabwürdigende Art von Beschneidung verbunden ist, welche zum Schutze der Keuschheit dienen soll. Man kann schon hieraus sehen, wie tief das Weib steht, oft noch geringer in Achtung als die Hausthiere, daher denn das Band der Ehe ein äußerst lockeres ist. Die Weiber werden bei manchen Völkern nur zur Probe genommen, auf beliebig lange Zeit, werden verlichen, vertauscht, prostituiert, um Jemanden eine Ehre zu erweisen, oder des Geldes wegen, und die Kinder solcher Prostitution, z. B. bei den Mpongwes (am Gabun), unter die rechtmäßigen aufgenommen. Daher ist es auch zu erklären, daß das Erbe der weiblichen Linie folgt, — denn nur bei dieser ist man sicher, daß wenigstens das Gut der Mutter den Leibeserben verbleibt. Man darf hier keinen ethischen Grund sehen. Daher ist nur die Frau im Ehebruch strafbar; daher die Treue der Weiber sehr gering. Indes man darf auch hierin nicht zu arg über die Neger denken; denn erstlich gibt es bei einigen Völkern Ehebruch gar nicht, zweitens fehlt es auch nicht an Beispielen romantischer Liebe, ferner ist die Behandlung der Frauen sonst keineswegs schlecht, ja in einigen Ländern haben sie sogar Antheil an der Deffentlichkeit, und endlich und vor allem ist die Pietät der Kinder gegen die Mutter namentlich sehr groß — vielleicht eben gegen diese, weil das Verhältniß zur Mutter auch aus den obigen, allerdings sehr unlauteren Gründen juristisch enger ist. Aber da heißt es (S. 122): „den Befehlen des Vaters gehorchen sie (die Kinder) pünktlich und gewissenhaft und Schmähungen gegen ihre Eltern beleidigen sie tiefer als selbst Schläge, namentlich ist es für sie die empfindlichste Kränkung, wenn von der Mutter unehrerbietig geredet wird, was sie „der Mutter fluchen“ nennen. So von Mandingos und Fantis; und von den Krus heißt es über Sohn und Mutter: „er denkt an

sie beim Erwachen, ihr vertraut er seine Geheimnisse, nur nach ihr fragt er in Krankheit“.

Aber auf der anderen Seite wird das ganze Familienleben angesehen wie ein Rechtsverhältniß auf Borg, in dem die Frau und ihre Kinder den Eltern der Frau angehörig bleiben, dem Manne aber gewissermaßen gegen eine gute Morgengabe geliehen werden und nun beide Theile den größtmöglichen Vortheil von dem Erhaltenen zu ziehen sich bestreben; nur Vernachlässigung oder rohe Behandlung trennt diesen oft schmähslichst ausgebeuteten Vertrag. Der Vater hat das Recht, seine Kinder, ja seine Frau bei sich als Schuldklaven zu haben oder in die Sklaverei zu verkaufen. — Erziehung fehlt natürlich den meisten Völkern ganz. Verkauf der Kinder ist indeß nur da vorgekommen, wo äußerstes Elend, oder, gleichfalls in Folge der Europäer, äußerste Sittenlosigkeit herrschen. Haben doch auch Weiße ihre (Mulatten-) Kinder in die Sklaverei verkauft. Zwillinge und Mißgeburten werden aus Aberglauben getödtet.

Was nun drittens die Staatsverhältnisse (S. 126—167) betrifft, so ist bei den meisten Völkern (der Verfasser bespricht sie alle einzeln) eine despotisch absolute Regierung, die freilich bei einigen durch einen hohen Rath der Vornehmen oft nur formell, oft recht wirksam beschränkt ist. Bei einigen anderen herrscht kein Volkskönig, sondern jede Stadt hat ihren Häuptling, Kongo und Loango sind sogar Wahlreiche. So sehr absolut ist der König (wenigstens der ursprünglichen Anschauung nach), daß bei vielen Völkern mit seinem Tode geradezu Anarchie eintritt (S. 147, 153), „weil man den Herrscher (S. 147) — als den alleinigen Träger der Gesetze ansieht, daher denn diese selbst auch mit dem Könige sterben“.

Rechtsbegriffe hat der Neger hauptsächlich drei: 1) daß fast alle Verbrechen mit Geld zu sühnen sind, 2) die strengste Talio und 3) das unbedingte Haftn der Familie, oft der Staaten, für den Einzelnen. Der Hauptbeweis beruht meist auf einem Eid auf den Fetisch oder auf Orakeln; die Rechtsverhältnisse sind also sehr unsicher. Die östlichen Negerländer sind politisch und rechtlich noch fast unbekannt.

Die Kriege der Neger sind geräuschvoll, prahlerisch, ohne

strenge Mannszucht, aber nicht ohne Tapferkeit (S. 159), wie die Ausbreitung der größeren Reiche, namentlich Dahomey und Aschanti beweist; auch in manchen Araberländern stehen die Negerkrieger in hohem Rufe. Und furchtbar entflammt im Kampfe oft die Wuth des Negers, die ihn zum blinden Morden, ja zum Kannibalismus treibt — denn Mißhandlung der Leiche trifft die Seele des Feindes (S. 157). Eigentliche Menschenfresser, von denen die Neger selbst fabeln und sie ins unbekannte Innere versetzen, gibt es nicht. Die Kriege selbst sind gewöhnlich mit einer Schlacht beendet (S. 163). Die Waffen sind verschieden, bei einigen Völkern vergiftete Pfeile, bei anderen indeß auch die sehr geschickt gebrauchte Flinte (S. 161). Auch Rüstungen für Fuß und Reiter haben sie (S. 162), und die Reiterei namentlich einiger Völker steht in Ansehen.

Wir sehen also, wie es auch der Verfasser an einzelnen Stellen ausspricht, sämmtliche Lebensrichtungen der Neger noch sehr patriarchalisch, freilich auf dieser ersten Grundlage, die sich vor allem noch im Familienleben zeigt, schon weiter entwickelt. Bei einzelnen Völkern hat das Patriarchalische sich strenger erhalten, z. B. bei den Krus, den Grebos. Und wenn wir hier die genauen Einzelangaben des Verfassers lesen, werden wir unwillkürlich an so manche Züge erinnert, die wir bei den Indogermanen ganz ebenso finden, bei Indern, Persern, Griechen, Römern, Deutschen zerstreut, ebenso wie wir hier die Einzelheiten bei den einzelnen Negervölkern zerstreut finden. Das zeigt sich auch in der Religion (S. 167—202). Zunächst weist der Verfasser nach, daß neben oder über dem Fetischismus bei den Negern ein allgemeiner, größerer Gott angenommen wird, als dessen Ausfluß zum Theil (S. 188) oder dem untergeordnet die Fetische angesehen werden. Dieser Gott steht ihnen aber zu hoch, um viel von ihm zu reden — doch religiös sind sie, denn sie beginnen nichts, ohne ihre Gedanken zu einem unsichtbaren Geist zu erheben (S. 172); und auch sonst ist jener Glaube an den höchsten Gott für den Neger nicht bedeutungslos. Oft sagt er sich zum Trost im Unglück: „Gott ist der Alte, er ist der Höchste; Gott sieht auf mich; ich bin in Gottes Hand“ (S. 173). Sie identificiren ihn indeß

öfters mit Himmelercheinungen, mit Sonne, Regen u. s. w. (S. 168—169). — Aber diese reineren Vorstellungen sind überwuchert durch eine rohe, systemlose Vielgötterei, einen wüsten Naturdienst. In jedem Dinge kann ein Geist seine Wohnung aufschlagen; dieser Geist nur und das Ding, worin er wohnt, und Geist und Ding zusammen werden in wüster Begriffsverworrenheit Fetisch genannt „und es ist nicht so sehr die Verehrung, welche einzelnen sinnlichen Gegenständen zu Theil wird, als vielmehr eben diese wirre Gesamtauffassung des Göttlichen, in welcher sich die tiefe Unbildung des Neger in religiöser Beziehung hauptsächlich kundgibt“ (S. 175). Die Neger verehren den Mond, der ihre Zeitrechnung beherrscht, ferner die im Luftraum umherschwebenden Geister und daher auch den schnellen Götterboten, den Vogel (S. 176); ferner Bäume, meist die größten und wichtigsten; auch Flüsse, Seen und vor allen Dingen Thiere — alles was sich selbständig bewegt, gilt ihnen als Thier, das Thier selbst aber als geheimnißvolles, dämonisches Wesen, bald über, bald unter dem Menschen. Daher auch eine Menge von Thierfabeln und wir können dem Verfasser nur beistimmen in folgendem wichtigen Satz: „wahrscheinlich stammt die Thierfabel überhaupt, auch die unsrige, ihrem ersten Ursprung nach aus einer Zeit, in welcher man den Thieren höhere Verstandskräfte zuschrieb und man hat in ihr wohl schwerlich erst eine spätere Uebertragung menschlicher Charaktere auf die Thierwelt zu sehen“ (S. 180 *). Auch der Werwölfssage Aehnliches findet sich. Menschen verehren sie nicht, außer daß den Krüppeln und Albinos, die für Zauberer gelten, größere Ehre und Scheu gezollt wird, die abgeschiedenen Seelen dagegen um so häufiger, auch Kunstprodukte, ja Glieder des eigenen Leibes; und so verrückt uns diese Verehrung auch scheint, sie ist dennoch von einem richtigen Gedanken ausgegangen: Götter sind an keinen Raum gebunden und da der Weltraum voll Götter ist, so kommt es „für den Menschen nur darauf an, zu ermitteln, wo sie sich aufhalten und dauernd Wohnung genommen

*) Es wäre höchst interessant, wenn dieser Gedanke einmal weiter ausgeführt und die psychologische Entstehung der Thierfabel abgehandelt würde.

haben" (S. 183). So ist's ganz unrichtig, wenn man den Fetischismus „als die Verehrung von Götzenbildern und von allerlei zufällig aufgegriffenem nutzlosen Zeug" betrachtet — der Gott wird verehrt, der nach der Weihe durch den Priester diesen Gegenstand bewohnt. Daher stammt auch der feste Glaube der Neger an Amulette, und weil ihnen nun „Gottheit und Göttliches so leicht in eine verworrene Vorstellung zusammenfließen" (S. 187), so übertragen sie allerdings auch auf die Gegenstände die Verehrung, welche eigentlich dem inwohnenden Gott gebührt.

Und ungemein fest ist ihr Glaube — so bei Krankheit, die für Folge von Zauberei gilt und nur als solche behandelt wird (was oft vielen Menschen das Leben kostet, ganz wie die Hexenprozesse), aber auch in Fällen, wo man den Fetisch anwendet, um Schuldige zum Geständniß zu bringen (S. 190). Der Glaube der Neger an ein Jenseits scheint nirgends zu fehlen. Ihre Behandlung der Todten stimmt oft (S. 196) mit ganz entlegenen Sitten anderer Völker überein. Die Stellung der Priester ist natürlich nach allem Angeführten eine einflussreiche. Ihr Hauptgeschäft ist Orakel geben, Krankheiten heilen, Fetische und Orakeln einrichten und Opfer begehren. Auch Menschenopfer finden sich und nicht selten. Wenn wir aber lesen: „in Galam hat man in alter Zeit vor dem Hauptthore der Stadt bisweilen einen Knaben und ein Mädchen lebendig begraben, um die Stadt dadurch uneinnehmbar zu machen“, „ähnliche Opfer werden bei Gründung einer Stadt in Groß-Bassam und Yarriba gebracht" (S. 197) — wem fällt da nicht gleich der ähnliche deutsche Aberglaube und so manches Verwandte aus Roms Geschichte ein? Der Aberglaube der Neger, der sehr ausgedehnt ist, hat manches dem der Indogermanen Verwandte.

Von S. 202—222 bespricht der Verfasser Temperament und Charakter des Negers und bezeichnet ihn (S. 202) als eitel, sinnlich, gutmüthig. Aus dem Eiteln mit dem Sinnlichen entwickelt sich leicht der phantastische Zug, und mit der starken Sinnlichkeit des Negers hängt seine heftige Leidenschaftlichkeit zusammen. Sein eiteles, phantastisches Wesen zeigt sich in seinen lauten Festen, der oft ganz tollen Lustigkeit, dem äußeren

Glanz und Puß, den er treibt — zeigten sich uns auch schon früher, z. B. in der Kriegsführung (oben S. 70); die Sinnlichkeit in den oft sehr obseönen (indefß öfters auch zierlichen) Tänzen und dem geringen Werth, der auf die Keuschheit gelegt wird — wobei jedoch das vom Verfasser Bd. I. S. 112 über die geschlechtliche Körperentwicklung des Negers Beigebrachte sehr wohl zu berücksichtigen ist. Unnatürliche Laster sind den Negern von Haus aus fremd. Gränzenlose Faulheit ist kein Racencharakter; denn erstens findet sie sich auch bei anderen Racen: Arabern u. s. w. (man erwäge, was der Verfasser (S. 331) von den holländischen Boers am Kap sagt); zweitens ist das Klima ein auch bei Europäern alle Energie tödtendes; und drittens sind die Neger an vielen Stellen, wo sie in Freiheit und Wohlstand leben, sehr fleißig. Die Leidenschaftlichkeit, die ihn oft — namentlich in den Kriegen — zu wildestem Morden fortreibt, erscheint dadurch in sehr viel milderem Licht, daß ihm an seinem Leben auch sehr wenig liegt; freudig opfert er sich den Göttern auf oder tödtet sich aus Rache oder sonst irgend einer „excentrischen Grille“. Seine Gutmüthigkeit beweist sich vor allem in der Sklavenbehandlung; denn diese ist im Ganzen nur milde, wenn auch Ausnahmen, besonders da, wo Neger das Beispiel der „gesitteten“ Europäer vor Augen haben, eintreten. Gegen Araber und Neger sind sie sehr freundlich und ehrlich, anders freilich gegen die Weißen, und das ist erklärlich genug. Der Charakter der einzelnen Völker ist natürlich verschieden, daher denn auch die Sklavenhändler ihre „Waare“ nach den Landschaften schätzen. Doch genauer sind wir hierüber noch nicht unterrichtet.

Nach alle dem werden wir schon annehmen können, daß die intellectuelle Bildung der Neger (S. 222 — 247) keine ganz geringe ist. Man muß sie freilich in der Heimath sehen. Daß sie den Elephanten nicht gezähmt haben, spricht nicht hiergegen, da der afrikanische Elefant nicht oder doch viel schwerer zähmbar ist, als der asiatische; eben so wenig, daß sie jetzt so häufig in den ungesunden Tiefländern wohnen, da sie aus ihren besseren Wohnsitzen verdrängt sind. Den Weißen gegenüber waren

sie meist so ungemein schlau, daß sie diesen gewöhnlich die größeren Vortheile zu entziehen wußten.

Geschichtliche Erinnerungen bis auf etwa 120 Jahre haben sie im Gedächtniß, einzelne Völker haben auch Schrift, ja die Vais haben *) ein Alphabet aus ihrer Mitte sich geschaffen (S. 228). An bedeutenden Männern, Regenten, Mathematikern (S. 232) und Philologen (Samuel Crowther) fehlt es nicht — vor allem ist ihr Gedächtniß bedeutend. Freilich scheinen die geistigen Fähigkeiten im 14. Jahre häufig nachzulassen, indeß dürfte hieran das Klima und die socialen Verhältnisse die meiste Schuld haben. — Am unbedeutendsten sind ihre Leistungen in der Plastik, wo hingegen sie in der Musik von allen Naturvölkern vielleicht am begabtesten sind, und die Proben, welche der Verfasser (S. 240—247) mittheilt von ihrer Poesie und Spruchweisheit, setzen wirklich in Erstaunen; denn sie enthalten viel tiefe Weisheit, eine oft sehr sinnige Naturauffassung, und wenigstens das eine, ein Kriegsgefang aus Sultmana (Mandingo-Gegend), dessen ungemein schöne Form, dessen kräftige Gedanken jedem hochgebildeten Volk Ehre machen würden, ist so vortrefflich, daß man wirklich die Echtheit oder doch die Unverfälschtheit bezweifeln möchte. Waig hält es für echt. Sedenfalls geht schon aus diesem Wenigen die Bildungsfähigkeit des Neger's klar hervor.

Die Bildungsstufe der Neger ist wahrlich schon an und für sich keine geringe; aber am beständigen Weiterstreiten werden sie doch gehindert, so zunächst durch ihre isolirte Lage und die geringe Entwicklung ihrer Küste. Ungemein gehoben haben sie sich aber durch den Islam, wie die Länder der muhamedanischen gegen die heidnischen Neger beweisen. Der Islam hat sich meist friedlich Bahn gebrochen und breitet nun die arabische Schul- und Lebensbildung über die Negerländer aus, wirkt auch günstig in Beziehung auf die Sklaverei, denn kein Muselman darf Sklave bleiben. Die große Verbreitung, die

*) Jedoch nicht ohne europäischen Anstoß.

der Islam hat, ist einmal dem Auftreten der Muselmänner, dann aber auch seiner allerdings sinnlicheren, leichteren Faßlichkeit zuzuschreiben.

Der Weiße aber macht schon durch seine äußere Erscheinung einen widerwärtigen Eindruck auf die Naturvölker (S. 256), sie fühlen sich gleich mit ihm im schärfsten Gegensatz, der nun durch die Kluft der Cultur noch vermehrt wird. Dazu kommt nun das ganz Spiritualistische des Christenthums und vor allem die maßlos scheußliche Art, wie die Europäer, die gesitteten, mit den „Wilden“ umzugehen pflegen — und man wird sich keineswegs wundern, daß sie und ihre Religion dort keine Fortschritte machen. Und doch hat das Christenthum und vor allem die protestantische Religion manchen Erfolg, namentlich unter den Yorubas, gehabt; und wird ein Neger wirklich Christ, dann ist er auch aufs Tiefste religiös. — Von den anderen Wohlthaten, welche die Europäer den Negern hätten bringen können, hatten sie die Pockenimpfung oder wenigstens etwas Entsprechendes schon selbst; und die Handelsvortheile werden erstickt durch die Greuel des Sklavenhandels, den allerdings die Europäer nicht geschaffen, aber ihm doch diese Ausdehnung und Furchtbarkeit gegeben haben. Erst jetzt läßt er nach, weniger in Folge der Blokade der Küste, als durch Hebung des Ackerbaues und des übrigen Handels, sowie durch Verträge mit den einzelnen Fürsten. Daß aber, wo Sklavenhandel ist, ein Volk keinen Aufschwung nehmen kann, ist klar.

Der Zustand der Negerklaven (S. 271—316), bei welchem dieselben physisch und moralisch ganz vernichtet werden, ist ein fesselnder, freilich entsetzlich empörender Gegenstand, um so empörender, als es Menschen gegeben hat, die sich nicht entblödeten, zu behaupten, weil eben der Neger so gänzlich roh sei, so sei er kein Mensch, sondern ein tiefer stehendes Wesen. Und doch ist Niemand roher und unmenßlicher verfahren als die Weißen, die civilisirten Völker, zu ihrer ewigen Schande.

Man darf sich nun aber nicht wundern, wenn die plötzliche Emancipation der Sklaven dieselben nicht besserte, sondern nur zeigte, wozu man sie gemacht hatte — hatte man ihnen

doch Freiheit, Vaterland, ja selbst die Sprache — und was dieser Verlust heißen will, werden Leser dieser Zeitschrift am besten beurtheilen — genommen, alle Bande der Familie zerrissen, behandelte man sie doch stets auch noch nach der Emancipation (noch jetzt sogar!) als ausgestoßen, durchaus Unreine — und will aus ihrem jetzigen Zustand gar noch auf geringere Begabung schließen. Deshalb hat der Verfasser ganz recht zu sagen: „diese englische Neger-Emancipation wird zu allen Zeiten als eine der großartigsten moralischen, national-ökonomischen und politischen Thorheiten dastehen, welche die Culturgeschichte aufzuweisen hat“. Dem „eine plötzliche Emancipation mußte ähnlich, nur noch schlimmer wirken, wie bei uns in Europa etwa die Ankündigung einer allgemeinen communistischen Gütertheilung wirken würde“ (S. 286—287).

Die Frage: welche Stellung nimmt der Neger ein in der Menschheit? ist nun endgiltig gelöst. Obwohl er der affenähnlichste Mensch ist, so geht doch aus allem Vorstehenden — und unsere Inhaltsangabe war verhältnißmäßig kurz — klar hervor, daß er geistig und leiblich dem Kaukasier gleich, nicht artlich verschieden ist.

Versuchen wir jetzt, uns aus den zerstreuten Angaben des Verfassers über die Mandingo-Völker ein Einzelbild derselben zu entwerfen. —

Bei ihnen (Bambarras, Sulimana) steht der Ackerbau sehr hoch (S. 82), indeß meist besorgen ihn Sklaven oder Weiber, welche letztere auch die Hütten bauen (S. 83). „Das Rauchen ist in Afrika sehr verbreitet, in Westafrika verschmähen es nur die Mandingos und die Bewohner von Timbaktu, und den Weibern ist es meist untersagt“ (S. 81). Bei den Bambarras rauchen die Weiber mehr als die Männer, noch mehr aber wird von beiden geschnupft (S. 82). Die Mandingos sind die besten Viehzüchter unter den Negern, wenn auch die Bambarras das Melken oft versäumen (S. 85). In Senegambien regelmäßige (meist drei) Mahlzeiten (S. 85). Die Mandingos (nicht alle) sind von großer Reinlichkeit in Kleidung und Wohnung (auffallend bei Negern). Der Putz auch bei ihnen grotesk: die Weiber

der Bambarra's stecken ein kleines Stück Holz in die Unterlippe (S. 87). Auch das Urtheil (S. 90): „Die bedeutendsten Fortschritte im Hausbau haben die nördlicheren Negerländer aufzuweisen“; trifft die Mandingos mit, welche in einzelnen Gegenden auch hölzerne Thürschlösser haben (S. 90). Ihre Dörfer sind theils befestigt, theils nicht, und die Beschreibung, welche wir S. 92—93 von Dörfern beider Art lesen, ist vortheilhaft genug. „Die Mandingos verpallisadiren ihre Städte oder schließen sie mit Mauern von Erde oder Backsteinen ein, die in der Regenzeit mit einem Dach versehen werden, verschließen die Thore des Nachts und bauen, wie die Fulah's, kleine Festungswerke aus 6 Fuß dicken Mauern und mit Schießlöchern. Festungswerke mit spitzigen Winkeln, mit Mauern von 12 Meter Höhe und mehr als 1 Meter Dike“ (S. 95) bei den Bambuks. Brunnen haben die Bambarra's, Brücken die Mandingos (S. 95); bereiten Seife (S. 96); Bambarra's treiben großen Handel mit Schibutter (Leuchtstoff), machen sich wie die Bambuks ihr Pulver selbst. Mandingos haben Bienenzucht; verstehen Eisen auszufschmelzen (S. 97). Die Serrakolets sind Schmiede; Lederarbeiter gibt es besser als irgendwo in Bambarra, wo sonst die Industrie nicht höher steht als bei anderen Negervölkern“ (S. 99). Mandingos haben Webereien, die Männer malen, die Weiber färben (S. 100); namentlich zeichnen sich hierin die Bambarra's aus. Die Bambuks leben von dem Ertrag ihrer Goldgräben. Mandingos zeigen große Bereitwilligkeit zu Handelsverbindungen (S. 102), haben selbstverfertigte, sehr richtig wiegende Wagen; im Handel wird nach Warren gerechnet, die jetzt nur noch imaginäre Einheit sind, auch englisches Silber und Papier nimmt man (S. 103). Märkte haben die Mandingos nicht (S. 101). In Bambarra am Eingange der Dörfer Zolleinnehmer (S. 107). Bei den Mandingos versteht jeder das Nähen, Weben, Färben, während Redner und Sänger feste Stände sind. „Die Serrakolets treiben keine Jagd, öfters Fischerei, meist etwas Landbau (Baumwolle und Indigo) und sind sehr geschickte Handwerker, hauptsächlich aber beschäftigen sie sich mit dem Handel“ (S. 107); „als Händler und Unterhändler wandern sie von Land zu Land“ (S. 108).

Bei den Bambuks die erste Frau die vornehmste. Bei den Mandingos Procession der mannbaren Mädchen (S. 110); Knaben und Mädchen beschnitten (S. 111); bei einigen Mandingovölkern haben die Weiber an der Regierung Theil (S. 117). Die Frau kann Eigenthum für sich haben (S. 118); der ungerecht behandelten Frau steht Klage beim Häuptling zu (S. 130); bleibt ihr die Milch aus, so gilt sie für untreu und dies als Scheidungsgrund. Während des Säugens hört der geschlechtliche Umgang zwischen Mann und Frau auf, wohl aus Aberglauben (S. 121). Pietät der Kinder bei ihnen sehr groß (S. 122). Die Namengebung besteht bei den Bambarras darin, daß der Sängler den zukünftigen Namen dem Kinde dreimal zuschreit; die Mandingos (sonst ist von Erziehung bei den Negern keine Rede) halten ihre Kinder zur Wehrhaftigkeit an, die Mädchen zum Baumwollenspinnen und anderen häuslichen Arbeiten, die Knaben zur Feldarbeit (S. 123).

Bei den Mandingos erbt der Bruder des Königs oder sein Schwestersohn den Thron (S. 132). In Privatverhältnissen soll bei den meisten Mandingovölkern die Mutter von den Söhnen, der Vater vom Schwestersohn, der Sohn von der Mutter und den Geschwistern beerbt werden. Haben beschränkte Monarchieen (S. 134—135).

Wichtig in der Rechtsverwaltung der Purra-Bund, eine geheime Gesellschaft, die eine Art von geheimer Polizei und geheimer Gerichtsbarkeit bildet (S. 135). Die Bambarras sind ein kühnes, ihren Nachbarn überlegenes Eroberervolk, aber ihre Hülfe im Kriege ist käuflich (S. 159—160). Sie tödten alle Kriegsgefangenen, wenn ein Angesehener der Ihrigen im Kampfe fällt (S. 160). Ihre Kriegsmacht (in Kaarta, wo sie herrschen) ist in 4 Abtheilungen getheilt, mit je einem Ober- und Unterbefehlshaber. „Bei den Mandingos ziehen Sängler mit in den Krieg, um durch den Vortrag früherer Heldenthaten die Kämpfer zu begeistern. Auf dem Marsche herrscht gewöhnlich die größte Frugalität, obwohl er nicht leicht in gehöriger Ordnung ausgeführt wird“ (S. 163).

Die Ortsbezeichnung (S. 168), welche die Völker, die an einen Gott glauben, umfaßt, schließt auch die Mandingos ein.

Sie haben (S. 175 *ibid.*) 12 Mondmonate, welche in sieben-tägige Wochen getheilt werden, die Tage in 4 Theile. Sie verehren den Mond (S. 175). — Nach dem Glauben der Bambarraß schicken die Zauberer die Heuschrecken, wohin sie dieselben haben wollen; auch Werwölfsglauben bei den Bambarraß (S. 180). Sie „sind zwar dem Namen nach Muhammedaner, sie nennen ihr höchstes Wesen Kallah (Allah), wissen von Adama und Houa (Adam und Eva) und von der Verfluchung Hams. Der Hauptgegenstand ihres Cultus ist aber, außer den Geistern ihrer Vorfahren, der Bouri, der in einer Kalebasse oder einem zerbrochenen Krüge wohnt. Er hat sich vervielfältigt und es gibt jetzt in jedem Dorfe einen solchen Gott; seine Priester sind die Kalangous oder Khonores; er weiß die Zukunft, gibt Orakel, sagt den Kranken Heilmittel; entscheidet bei Anklagen u. s. w.“ (S. 182). Bei den Mandingos gelten Koransprüche auf Zetteln geschrieben und in einem Beutel um den Hals getragen als Amulette (S. 187). Sie haben „rationelle Heilmittel, Kräuter, Tränke, Pflanzenaufgüsse für einige Krankheiten und sollen sie zum Theil ganz zweckmäßig anwenden, doch kommen diese meist nur bei äußeren Verletzungen in Frage — die inneren Krankheiten aber werden meist ausschließlich mit Zaubermitteln bekämpft, da man die Entstehung derselben ebenfalls von Bezauberung ableitet, der nur durch ein stärkeres Mittel derselben Art sich begegnen läßt“ (S. 188). Sie hüllen den Todten in Tücher und begraben ihn an seinen Lieblingsplatz. Die Bambarraß waschen ihn erst. Die Thüre des Königspalastes zu Kaarta, durch welche der König zu gehen pflegte, wird nach seinem Tode vermauert. Die Bais stellen die Königsleiche öffentlich aus (S. 194—195). Menschenopfer gibt es in den nördlichen muhammedanischen Negerländern nicht (S. 192). Ein tyrannischer Bambarrakönig brachte ein solches, um seine Stadt uneinnehmbar zu machen (S. 197). Glücks- und Unglückstage: am Senegal Dienstag und Sonntag, vor allen der Freitag unheilvoll, „daher ein Bambarrakönig einst alle seine am Freitag geborenen Söhne umbringen ließ“ (S. 201). Glückliche Tage bei ihnen der erste Monatstag, „die geraden Monatstage, in denen 6 nicht vorkommt und die ungeraden, welche 5 enthalten“

(S. 201). Ein Erndtefest scheint in Westafrika nirgends zu fehlen (S. 202).

Tänze der Serrakolets anständig (S. 206). Mandingos sind fleißig (S. 208). Drei Viertel der Bevölkerung sind bei ihnen Sklaven (S. 211); diese haben 1785 einen gefährlichen Aufstand gemacht wegen schlechter Behandlung — sonst werden sie milde behandelt. Auch dürfen bei ihnen nur Kriegsgefangene, zahlunfähige Schuldner und Verbrecher Sklaven werden (S. 213). Verkaufen oder tödten kann man diese nur nach richterlichem Spruch. Die Hausklaven haben es recht gut, oft so gut wie die Freien, haben zwei Wochentage ganz für sich und an einem Tage die Milch der Heerden. „Der Sklave kann kein freies Weib, wohl aber der Freie eine Sklavin heirathen“ (S. 213). Unter einander sind die Mandingos ehrlich, gegen die Weißen nicht (S. 219). Sittenschilderung der Mandingos bei Gaillie sehr ungünstig: „feig gegen Muthige, anmaßend gegen Niedrige, schmeichelnd, bettelnd und kriechend gegen Höhere“ (S. 220).

In Sulimana bewahrt man (im Gedächtniß) Geschichtserinnerungen bis 120 Jahre (S. 227). Die Handelsvölker Mandingos und Serrakolets lernen größtentheils lesen und schreiben; ja der Bai-Neger Doalu Bufere hat ein eigenes Silbenalphabet erfunden, das jetzt überall angewendet wird bei den Bais (S. 228). Von bedeutenden Männern unter den Negern werden Könige von Sulimana und namentlich Häuptlinge der Serrakolets erwähnt (S. 229—230). In Senegambien ist ein erblicher Stand der Sänger, Griots, „die ihre Loblieder zwar für Geld einem jeden zu Theil werden lassen, aber dennoch auf Fürsten und Volk einen bedeutenden Einfluß ausüben, da sie zugleich als Satiriker und Lustigmacher im Feuer der Improvisation eine große Freiheit der Rede genießen und für inspirirt durch höhere Geister gelten; die Söhne des Königs von Kaarta weigerten sich einst ohne Kampf die Flucht im Kriege zu ergreifen, was ihr Vater wollte, weil die Sänger sonst Schande und Schmach über sie bringen würden. In Sulimana — haben sie zugleich das Amt, die historischen Traditionen und die wichtigen öffentlichen Verhandlungen im Ge-

dächtniß zu bewahren (S. 237). Auch die musikalischen Instrumente der Mandingos nicht unbedeutend (S. 238); das schönste jener vorhin erwähnten Lieder stammt aus Sulimana (S. 239).

Die Mandingos sind meist Muhammedaner, haben Lese- und Schreibschulen, deren Lehrer im Lande umherziehen (S. 248); früher waren sie eifriger für den Islam (S. 249), ja sie haben ihn mit dem Schwerdte verbreitet (S. 252). Die Bambaras, Bais nur zum Theil Muhammedaner (S. 249). Die Mandingos achten die Muselmänner höher als die Christen, halten sie auch moralisch für höher stehend (S. 258); sich selbst geben sie, um geehrt zu werden, auf den Reisen gern als Marabuts aus (S. 259).

Ebenso reichhaltig wie für die Mandingovölker fließen die Quellen beim Verfasser auch für andere Hauptstämme der Neger: die Krus, die Soloffs, die Yorubas u. s. w., die wir natürlich hier nicht alle in gleicher Ausführlichkeit schildern können. Vielmehr fürchten wir den Vorwurf, schon zu weitläufig gewesen zu sein: indeß die Richtung dieser Zeitschrift, die Wichtigkeit und Unbekanntheit des Gegenstandes, so wie das helle Licht, das durch jene Zusammenstellung auf die Fundgrube, der sie entnommen, eben auf das in Rede stehende Buch fällt, entschuldigen uns, wie wir hoffen, hinlänglich. Indes müssen wir uns begnügen von der ebenso reichhaltigen zweiten Hälfte des Werkes nur zu bemerken, daß es nach einander die Gontentotten, Kaffer- und Kongovölker, die Malgasschen, die Fulah, endlich die Völker äthiopischer Race behandelt. Unter den letzteren versteht der Verfasser die große noch unentwirrte Völkermasse, die im Westen von Afrika einen Mittelschlag zwischen der weißen und schwarzen Race darstellt.

Schon aus dieser Inhaltangabe wird ersichtlich sein, wie wir über das Werk zu denken haben. Ein vollständiges kritisches Urtheil geben zu wollen, wäre Vermessenheit — denn diesen Reichthum kann nur der übersehen, der Schritt für Schritt dem Verfasser auf seinen, wie es in der Vorrede heißt, oft keineswegs erquicklichen Studien nachgeht — eine Aufgabe, die bei dem staunenswerthen Material des Buches keine Kleinigkeit

wäre. Und dazu kommt, daß diese Quellen mit der reifsten Gelehrsamkeit und der sichersten Kraft verarbeitet sind. Am meisten Gewicht aber legen wir auf die Genauigkeit und Tiefe, mit der der Verfasser die psychologischen Verhältnisse dieser Völker darlegt, freilich nicht prunkend, ja oft nur zwischen den Zeilen. Aber gerade diese psychologische Grundlage macht das Buch so bedeutend und in seinen Ergebnissen viel fester und sicherer, als man beim jetzigen Stand der Kenntniß Afrikas erwarten sollte.

G. Gerland, Dr.

Ueber den Aberglauben.

Auf Veranlassung von: Adolf Wuttke (außerord. Prof. der Theologie zu Berlin), Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart.
Hamburg 1860.

Der Verfasser wollte „ein culturgeschichtliches Bild des Volkslebens geben“ (S. IV.), das heißt, um an einen Ausdruck und an eine Bestimmung unseres Freundes Lazarus (diese Zeitschrift Bd. I. S. 214) zu erinnern, ein Kapitel der Cultur-Geographie. Dies ist ihm, nach meinem Dafürhalten, sehr gut gelungen. Der Leser kennt vielleicht des Verfassers sonstige Arbeiten, und dann weiß er, daß sowohl sein religiöser, wie sein philosophischer Standpunkt nicht der unsrige ist. Das kann uns aber nicht abhalten, des Verfassers Verdienst, insofern es sich bloß um die historischen Thatsachen und deren Zusammenstellung handelt, rückhaltlos anzuerkennen. In dem gegenwärtigen Falle können wir noch mehr als dies. Indem dem Aberglauben gegenüber zunächst jede Differenz zwischen ihm und uns schweigt, können wir auch weiter zugestehen, daß seine Behandlungsweise des vorliegenden Materials eine durchaus berechtigte und nothwendige, wenn auch allerdings nur einseitige, nicht erschöpfende